
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 126 Bromberg, den 3. Juni 1933.

Graf Lewenborg und die Vagantin.

Roman von Hans Possendorf.

(6. Fortsetzung (Nachdruck verboten.)

Im alten Quartier.

Barbara Ullmer, die arme, kleine Gauklerin, hatte recht behalten: Obwohl nun der Friede unterzeichnet war, hörte das Morden und Brennen in Deutschland noch längst nicht auf. Ja, es schien noch ärger geworden zu sein als vorher; denn während bisher nur die Gegenden zu leiden gehabt hatten, in denen sich gerade Kämpfe abspielten oder Truppen lagen, wurde es nun für Bürger und Bauer fast überall unerträglich:

Die großen Heere und Trosse liefen auseinander und zerstreuten sich nach allen Richtungen über das arme, zerschmetterte Deutschland. Auf den Landstraßen wimmelte es von verwegenem Gesindel und Abenteurern, die — einzeln oder in Banden — das Letzte aus dem Land und seinen Bewohnern herauspreßten. Jetzt erst schienen Achtung und Furcht vor den Regierungen und Gesetzen völlig geschwunden. Die wenigen arbeitsamen und zum Wiederaufbau ihres Vaterlandes entschlossenen Leute waren schutzlos jedem Strauchdieb und Betrüger preisgegeben. Die Bürger der verarmten und verfallenen Städte zahlten mit ihrem sauer erworbenen und kärglichen Verdienst den Lebensunterhalt des Gesindels, das haufenweise durch die Städte zog und eine bedrohliche Haltung annahm, wenn die Armenpfleger nicht fleißig Almosen und Wegzehrung austeilten. Es war, als sei nun die Herrschaft vollständig an den Teufel abgetreten; denn je liederlicher und niederträchtiger ein Mensch war, desto besser erging es ihm. Und so kam es denn, daß den Guten bald alle Hoffnung und aller Lebensmut schwand, und daß man nicht selten Äußerungen hören konnte wie diese: Es sei eigentlich im Kriege noch besser zu leben gewesen, als in diesem Frieden. —

Die Armeen des Pfalzgrafen Carl Gustav und des Generals von Königsmark hatten ihr Ziel, die Eroberung Prags, nicht erreicht. Am 24. Oktober hatten sie einen großen Angriff auf die Stadt gemacht, waren aber von der tapferen Bürgerschar zurückgeschlagen worden.

Als wenige Tage später gerade wieder zu einem Sturm auf die Stadt gerüstet wurde, traf die Nachricht vom Friedensschluß ein. Die Schweden mußten den fetten Bissen Prag fahren lassen und zogen grollend ab.

Aber Deutschland verließen sie noch lange nicht. Der Friede hatte ihnen einen Teil des deutschen Landes und hohe Kriegsentschädigung zugesprochen. Herr von Königsmark, der ja längst sein Schäfchen ins Trockene gebracht hatte, wurde Gouverneur von Bremen und Verden, das nun auch den Schweden gehören sollte. Graf Lewenborg aber, der keine Lust verspürte, nach seiner Heimat zurückzukehren, ließ sich mit seinem stark verkleinerten Regiment nach Erfurt schicken; denn diese Stadt gehörte zu den unglücklichen Orten, die noch so lange eine Besatzung ertragen sollten, bis alle Kontributionen bezahlt waren. Und bis die für das verarmte Deutschland fast unerschwingliche Summe von fünf Millionen Talern beglichen sein würde, konnten noch Jahre vergehen.

Am Nachmittag des 26. November rückte der Obrist in Erfurt ein. Er wurde höflich vom Magistrat empfangen und man bot ihm als Quartier eines der vornehmsten Häuser auf dem Anger an. Aber er wies dieses Angebot mit dem Bemerken zurück, er werde sich selbst ein Unterkommen suchen. Und nachdem er seine Truppen in die Quartiere entlassen hatte, wanderte er allein durch die spärlich beleuchteten Straßen der alten Stadt.

Immer langsamer wurden seine Schritte und immer tiefer versank er in seine trüben Erinnerungen, die so eng mit dieser Stadt verbunden waren. Schon einmal hatte er in Erfurt geweilt, — nur drei Tage lang; aber es waren die bedeutungsvollsten seines Lebens gewesen: Denn seit jenen Tagen in Erfurt war aus dem lebenslustigen heiteren Offizier ein verschlossener und in sich gekehrter Mann geworden. Auf den Tag waren es sechzehn Jahre, seit er das erstemal, zehn Tage nach der Schlacht bei Lützen, wie heute durch das Schmidstädter Tor in Erfurt eingeritten; es war am 26. November 1632 gewesen. Und wie es den Übeltäter immer wieder an den Ort seiner Tat zurücktreibt, so wollte auch Graf Lewenborg wieder die Stätte aufsuchen, an der er die verhängnisvollste Tat seines Lebens begangen hatte: Unwiderstehlich trieb es ihn, dasselbe Haus aufzusuchen und zu seiner Wohnung zu wählen, in dem er auch damals Quartier genommen hatte. Aber er fand es nicht wieder und wendete sich schließlich an einen ihm Begegnenden:

„Könnt Ihr mir sagen, ob der Goldschmied Lossius noch lebt und wo er wohnt?"

Der Angeredete wußte selbst nicht Bescheid in der Stadt. Aber ein Junge, der gerade vorbeiging, hatte die Frage gehört und erbot sich, den Offizier hinzuführen.

Unterwegs fragte ihn der Graf: „Weißt du wohl, ob jetzt bei dem Goldschmied Einquartierung liegt?"

„Nein, niemand ist jetzt dort in Quartier", erwiderte der Junge. „Der alte Lossius und seine Tochter bewohnen das Haus allein."

„Und die Frau?"

„Sie ist vor drei Jahren gestorben, und die beiden Söhne sind im Krieg umgekommen, — der eine als Soldat, der andere sonstwie."

Nach wenigen Minuten bog der Junge von der Johannesstraße in die Gotthardtgasse ab und machte vor einem der ersten Häuser halt.

„Hier ist es, Herr! Soll ich klopfen?"

Graf Lewenborg schüttelte den Kopf, gab dem Knaben eine Münze und hieß ihn gehen. Dann stand er ein Weilchen vor dem Hause, betrachtete die Fenster und die alte, schön geschnitzte Tür mit dem eisernen Klopfer und erinnerte sich nun auch an diese Einzelheiten. Endlich stieß er den schweren Eisenring ein paarmal kräftig gegen die Platte und wartete: Er hörte, wie die alte Treppe unter eiligen Schritten knarrte und eine weibliche Stimme fragte, wer draußen sei.

„Ein schwedischer Offizier, der hier Quartier nehmen möchte!“ gab der Graf zurück.

Der Riegel wurde zurückgeschoben, die Tür ein wenig geöffnet, eine Hand mit einer Kerze streckte sich dem Obristen entgegen, und dahinter lugten zwei ängstliche blaue Augen unter dem blonden Haar nach dem Ankömmling. Dann erst öffnete Gertrude Lossius die Tür ganz, machte einen Knicks und sagte mit einem verstohlen neugierigen Blick in das Gesicht des Obristen:

„Wollet, bitte, eintreten, Herr! Ich werde Euch zu meinem Vater führen.“

Graf Lewenborg erinnerte sich jetzt an ein etwa siebenjähriges Töchterchen des Goldschmiedes. Es war das jüngste, hübscheste und munterste Kind des Paares gewesen und hatte ihn damals durch seine etwas zudringliche Drolligkeit belustigt.

Er musterte die junge Dame und dachte, daß sie wohl das Kind von damals sein müsse, denn sie mochte etwa 23 Jahre alt sein.

Gertrude Lossius glaubte, daß der schwedische Offizier Gefallen an ihr finde und sah ihn mit ihren hübschen, aber etwas listigen veilchenblauen Augen voll ins Gesicht. Dann sagte sie lächelnd und ein wenig geziert:

„Erlaubt, daß ich Euch vorangehe!“ Und sie stieg in der Rechten die Kerze haltend und mit der Linken die Röcke — ein wenig höher als nötig — raffend, vor ihm die alte breite Holztreppe hinauf.

Im ersten Stock des geräumigen Hauses angelangt, führte sie den Obristen in ein behaglich ausgestattetes Zimmer, entzündete einige Kerzen und bat ihn, sich ein wenig zu gedulden.

Nach wenigen Minuten trat ein großer, breitschultriger Mann von etwa sechzig Jahren ein. Er hatte ein ernstes, fast schön zu nennendes Gesicht, dem ein grauer Vollbart — breiter und länger, als es der Mode entsprach — ein noch würdigeres Aussehen verlieh.

Der Graf ging auf ihn zu und streckte ihm die Hand entgegen:

„Guten Abend, Meister Lossius! Kennt Ihr mich noch?“

Der Goldschmied faßte zögernd die dargebotene Hand. „Nein, Herr, ich weiß im Augenblick nicht, wer Ihr seid. Aber laßt Euch ein wenig anschauen. Vielleicht fällt mir's ein.“

„Besinnt Euch nur“, erwiderte der Obrist. „Es ist schon lange her, seit wir uns sahen. Auf den Tag sind's sechzehn Jahre, daß ich zuerst Euer Haus betrat.“

Gottfried Lossius forschte, ohne Neugierde oder Unruhe zu zeigen, ein Weilchen in den Zügen des Besuchers. Dann hellte sich sein ernstes Gesicht zu einem Lächeln auf, und er sagte, vor sich hinnickend: „Nun weiß ich gewiß, wer Ihr seid: der schwedische Rittmeister Graf Lewenborg, der vor vielen Jahren ein paar Tage bei mir in Quartier lag.“

„Sogar an meinen Namen erinnert Ihr Euch noch? Bei Gott, Meister, Ihr habt ein gutes Gedächtnis!“

„Nun, das liegt vielleicht nicht so sehr an meinem Gedächtnis“, meinte der Goldschmied. „Unzählige Offiziere haben vor Euch und nach Euch in meinem Hause gewohnt, deren Namen ich längst vergessen habe. Aber die besonderen Umstände Eures Aufenthaltes bei mir haben mir Euren Namen gut eingeprägt. Nie in meinem Leben habe ich wieder ein schöneres und anmutigeres Wesen gesehen, als Eure junge Gemahlin, die Euch damals in meinem Hause angetraut wurde und mit der Ihr hier die ersten drei Tage Eurer Ehe verlebtet. Sagt, ergeht es ihr wohl?“

Graf Lewenborg wandte den Kopf zur Seite.

„Sie lebt nicht mehr?“ fragte der Goldschmied zaghaft.

Der Graf antwortete nicht gleich. Endlich zuckte er die Achseln und sagte leise: „Ich weiß es nicht, glaub's aber kaum. Mein Glück hat nicht lange gedauert. Zwei Tage nach unserem Abmarsch von Erfurt wurden wir — nicht weit von der Elgersburg im Thüringer Walde — von Feinden angefallen. Ich war zur Vorhut vorausgeritten und bestand ein hartes Schärmützel, während mir meine Gattin entführt wurde. Ich habe sie nie im Leben wiedergesehen, und alle Nachforschungen nach ihr sind vergeblich geblieben.“

Gottfried Lossius schwieg ein Weilchen. Endlich sprach er seufzend: „Wir haben alle diesem Krieg gar schweren Tribut gezahlt. Von all meinen Lieben ist nur noch meine Tochter Gertrude am Leben, und mein einziger Trost ist, daß ich gewiß weiß: Es gibt droben ein Wiedersehen.“ Er drückte dem Grafen fest die Hand und sagte dann ablenkend: „Meine Tochter berichtet mir, Ihr wünschtet wieder bei mir Quartier zu nehmen. Wenn das zutrifft, wird es mir eine große Freude sein, Herr Graf.“

„Ich danke Euch, Meister, für ein so herzliches Willkommen. Diesmal wird es aber mehr als drei Tage werden, denn ich bin als Kommandant der Besatzung hierher geschickt worden. Und wenn es anginge, so hätte ich gern die gleichen zwei Zimmer, die ich damals bewohnte.“

„Gewiß, die sollt Ihr haben! Es steht noch alles darin, so wie damals. Kommt und überzeugt Euch selbst.“

Er rief eine Magd, befahl in den Zimmern Licht zu machen und geleitete dann den Obristen bis zur Schwelle der Tür, die zu den beiden Räumen führte. Und während er sich zurückzog, stand wieder in voller Lebhaftigkeit die Erinnerung an die Ereignisse jener drei Tage in ihm auf:

An einem stürmischen November-Nachmittag war ihm vom Magistrat mitgeteilt worden, daß er einem schwedischen Rittmeister einige Tage Quartier zu geben habe. Bald darauf war Graf Lewenborg eingetroffen und an seiner Seite schritt bleich und stumm ein junges Geschöpf von unerhörter Schönheit. Graf Lewenborg hatte dem Goldschmied dann gesagt, daß diese junge Dame seine Braut sei, mit der die Trauung sofort vollzogen werden solle. Man möge sogleich einen Geistlichen holen lassen, da er wünsche, daß die Zeremonie im Hause stattfinde. Und so war es auch geschehen. — Während der drei Tage ihres Aufenthaltes hatte die junge Frau dann kaum ein Wort gesprochen, und der Graf hatte es damit erklärt, daß sie Ausländerin sei und nicht Deutsch verstehe. — Oft hatte Gottfried Lossius später noch darüber nachgedacht, was es wohl mit dieser sonderbaren Trauung für eine Bewandtnis habe und was er nun über das schnelle und abenteuerliche Ende dieser Ehe von dem Obristen vernommen, machte ihm die Angelegenheit noch rätselhafter.

Während der Goldschmied sich diesen Gedanken hingab, kniete Graf Harald Lewenborg in dem dunkel getäfelten Zimmer vor der breiten Bettstatt. Er hatte, zerrissen von Scham und Reue, sein Gesicht in die Hände vergraben.

Jahre hatte es gegeben, in denen er nur flüchtig und fast ohne ernstliche Gewissensnöte an das längst Vergangene zurückgedacht. Dann war vor zwei Monaten durch eine zufällige Bemerkung des Grafen Königsmark bei jenem Gespräch nach dem Bankett auf dem Hradschin sein Gewissen wieder wachgerüttelt worden. Und wenige Tage darauf hatte jene Gerichtssitzung die Reue über das Geschehene zu brennenden Qualen entfacht.

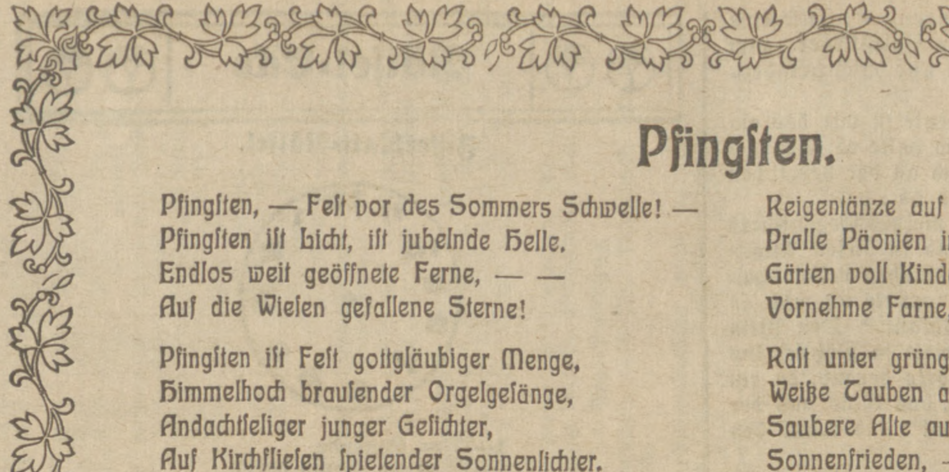
Nun lag er hier auf den Knien und empfand so tief und verzweifelt wie noch nie, daß einem Menschen kein größeres Unheil zustoßen könnte, als die Achtung vor sich selbst zu verlieren. —

Nahende Schritte rissen den Obristen aus seiner Versunkenheit. Er hatte noch eben Zeit, sich zu erheben und das Haar zurecht zu streichen.

Mit gespielter Schüchternheit trat Gertrude Lossius über die Schwelle und fragte, ob er noch irgendwelche Wünsche für die Einrichtung des Quartiers habe, da man es dem Herrn Grafen hier so behaglich wie möglich machen wolle.

Der Obrist versuchte seine Verwirrung unter einer eifrigen Freundlichkeit zu verbergen. Dabei dachte er, daß er doch recht alt geworden sein müsse, wenn das Kind von damals schon zu einem so stattlichen, reifen Weibe herangewachsen war. Und in diesem Sinne musterte er nochmals nachdenklich die Tochter des Goldschmiedes, deren Gestalt und Gesicht erst jetzt er in der hellen Beleuchtung ganz erkennen konnte: Sie war groß, hatte breite Hüften, aus denen der Oberkörper schlank emporwuchs, und glich mehr einer Frau als einem Mädchen. Ihr Gesicht, umgeben von vielen sorgfältig gedrehten, auf die Schultern fallenden dunkelblonden Locken, war regelmäßig geschnitten, und Graf Lewenborg dachte, daß sie eigentlich recht hübsch sei. Nur das allzu lockende Lächeln der veilchenblauen Augen und der schmalen, aber gut gezeichneten Lippen schienen ihm die Anmut dieses jungen Weibes zu beeinträchtigen.

(Fortsetzung folgt.)



Pfingsten.

Pfingsten, — Fest vor des Sommers Schwelle! —
Pfingsten ist Licht, ist jubelnde Helle.
Endlos weit geöffnete Ferne, — —
Auf die Wiesen gefallene Sterne!

Pfingsten ist Fest gottgläubiger Menge,
Himmelhoch brausender Orgelgesänge,
Andachtseliger junger Gesichter,
Auf Kirchfliesen spielender Sonnenlichter.

Pfingsten ist Blütenwallen und -wehen.
Jugendlachen auf Wanderchausseen,
Fest der Kastanien in kostbaren Massen,
Rosa bemalt wie die Elfentassen. — — —

Reigentänze auf blumigen Rasen,
Pralle Päonien in töpfernen Vasen;
Gärten voll Kinderlachen und -tollen;
Vornehme Farne, die sich entrollen.

Rast unter grüngoldenen Buchenfächern,
Weiße Tauben auf sonnigen Dächern;
Saubere Alte auf ruhsamen Bänken, —
Sonnenfrieden, — Jugendgedenken.

Fest der Reichsten wie der Geringsten,
Fest, das allen beschert, ist Pfingsten.
In den lichtkerzentragenden Föhren
Summende Bienen in goldenen Chören.

Frida Schanz.

Die Farbe des Chianti.

Eine wahre Geschichte aus Rom
von **Ernst Otto Neidhard.**

„Kennen Sie die Osteria Frascati in der Via Condotti?" Der in ganz Deutschland wegen seines Büchleins über die Weinsorten Italiens berühmt gewordene Journalist, an dessen Seite ich durch die Ewige Stadt bummelte, hatte diese Frage an mich gerichtet. Ich ergriff die günstige Gelegenheit beim Schopfe, und schon nach wenigen Minuten traten wir in das von ihm genannte Lokal.

Am Stammtisch saßen ein paar Einheimische beim Würfeln. Der Wirt nebst Familie hatte sich malerisch in der Nähe gruppiert. An einem Tisch in der hintersten Ecke, dicht neben dem Büfett, auf dem die besten Tropfen aus der Toscana und vom Vesuv kredenzt werden, saß ein alter Herr. Der weiche Schlapphut und der Havelock, die an einem Haken nahe bei seinem Platz hingen, verrieten nicht allein den deutschen Maler. Auch das volle, weiße Haar, das er sehr lang trug, gab seinem Äußeren einen Zug in's Künstlerische. Hinter den scharfen Gläsern seiner goldenen Brille blitzten zwei helle, klare, blaue Augen hervor.

Wir setzten uns beide an den Tisch dieses Alten und bestellten eine Flasche roten Falerner.

Wir stießen mit dem Fremden an. „Hätten Sie nicht Lust, auch einmal diesen Wein zu kosten?" fragte ich.

„Werte Herren", erwiderte da zu unserem Erstaunen der Fremde, „an diesem Abend und in diesem Lokale muß ich bei meinem Chianti bleiben. Aus Dankbarkeit."

„Aus Dankbarkeit?" Uns beiden war die Frage in dem gleichen Augenblick entflohen.

„Jawohl, aus Dankbarkeit, meine Herren", wiederholte jetzt der Fremde, „denn die genaue Bekanntschaft mit meinem Chianti hat mir einmal — und heute sind es gerade 30 Jahre her — das Leben gerettet."

Der Alte hob sein Glas, in das er eben den Rest aus seinem Fiasco gegossen hatte. „Wenn Sie genau zusehen wollen, meine Herren, dann hat der echte Chianti, der aus Broglio bei Siena, eine Farbe, wie sie kein zweiter Wein der Welt wieder aufweisen kann. Fast alle roten Weine, insonderheit die Italiens, sind violett, purpurfarben, ins Bläuliche spielend. Dem Auge des Malers, wie ich einer bin, kann das unmöglich entgehen. Nur der echte Chianti ist hellrot, wie das Blut. Und dann . . ."

„Und dann?"

„Er hat noch eine Eigentümlichkeit: Man kann ihn nicht verfälschen. Jeder Zusatz trübt ihn. Er bewahrt die helle Farbe des Blutes nur dann, wenn er naturrein verschänkt wird. Schon aus diesem Grunde liebe ich den Chianti."

Der Alte schwieg eine Weile und liebäugelte mit dem Wein, der wie frisch vergossenes Blut glänzte: „Heute sind es dreißig Jahre her. Ich war damals erst ein halbes Jahr in Rom. Allerdings schon ein Mensch zu Anfang der vierzig. Ich war früher Offizier und habe mich verhältnismäßig spät entschlossen, Künstler zu werden. Infolge eines Lungenleidens, das mir den Dienst gefährlich und den dauernden Aufenthalt in Rom wünschenswert erscheinen ließ. Denn hier haben wir doch eigentlich keinen Winter.

Damals schwärmten alle Maler Roms von Fiametta. Sie war das wunderbarste neapolitanische Modell, das jemals an der Spanischen Treppe aufgetaucht ist, meine Herren! So etwas von Glutaugen! So etwas von rabenschwarzen Locken, von gelbgetönter Samthaut, von Ebenmaß der Glieder! Siebzehn Lenze zählte das Ding erst. Alle Maler in Rom suchten einander Fiametta abspenstig zu machen.

Ich hatte damals gerade den Plan zu meinem ersten größeren Bilde gefaßt. O, es ist mir nicht mißlungen. Es hängt heute in der Neuen Pinakothek und stellt ein Blumenmädchen in der Fischertracht von Santa Lucia dar, das hier an der Spanischen Treppe seine Fiori feilhält. Und dieses Fischermädchen ist eben die kleine Fiametta.

Es waren schöne und sonnenhelle Tage, da ich an diesem Bilde malte. Tage, an denen ich bis zum Eintritt der Dunkelheit im Freien zu schaffen vermochte.

Mein Bild ging seiner Vollendung entgegen. Ich hatte Fiametta gebeten, zu einer letzten Sitzung in mein Atelier zu kommen.

Schon in den Nachmittagsstunden war es mir aufgefallen, daß die Kleine eine seltsame Unruhe zur Schau trug, und schließlich gestand sie mir, daß sie einen Verlobten habe. Einen jungen Burschen aus Torre del Greco. Einen echten, heißblütigen Neapolitaner, der furchtbar eifersüchtig auf sie und ihre Tätigkeit sei. Er habe allen Pittori blutige Rache geschworen. Heute sei er in Rom angekommen und habe ihr am Morgen eine fürchterliche Szene gemacht. Na, und so weiter! Kurzum, sie warnte mich.

Ich lachte. Ich fürchtete mich nicht vor einem heißblütigen Neapolitaner.

Am Abend saß ich wie gewöhnlich hier in meiner trauten Ecke und trank meinen Chianti. Die Geschichte, die mir die Fiametta an diesem Nachmittag erzählt hatte, war schon wieder vergessen. Zumal, da ich mich an diesem Abend ganz ausgezeichnet unterhielt.

An meinem Tisch hatte nämlich — wie ich glaubte, ganz zufällig — ein junger Kerl Platz genommen, der meiner Einladung, ein Glas Chianti mit mir zu trinken, willig folgte und eine Mandoline bei sich trug.

Ich forderte ihn auf, doch etwas zu singen. Er hatte eine glockenhelle Stimme und gab ein paar Volkslieder zum besten, die mir damals noch neu waren und mich geradezu entzückten.

Und wie es kommen konnte? Noch heute ist mir das ein Rätsel. Aber ich ergreife mein Glas und halte es ganz gewohnheitsmäßig gegen das Licht, um mich an der herrlichen Farbe meines Chianti zu erfreuen. Und da . . . .

Da sehe ich, wie die schwarzen Augen meines Gegenübers heimtückisch auf mich gerichtet waren, und in diesen Augen lohte eine Flamme, in der mir alle menschlichen Leidenschaften zu flackern schienen. Augenblicklich wandte ich mich an den Wirt: „Signore, das ist doch kein Chianti? Der Wein hat eine ganz andere Farbe! Sie spielt ja plötzlich ins Bläuliche . . .“ Kaum hatte ich diese Worte heraus, da riß mir der Bursche, der mir gegenüber saß, das Glas aus der Hand, brüllte ein furchtbares „Maledetto!“ und trank den Wein in einem Zuge aus.

Er lebte keine Viertelstunde mehr. Er hatte gut gemischt, was sie ja im Vaterland der Condottieri meisterhaft verstehen sollen. Seitdem trinke ich aus Dankbarkeit meinen Chianti und gehe an diesem Abend nicht mehr davon ab.“



Bunte Chronik



Der größte Hund der Welt.

Auf einer Hundeausstellung in Birmingham wurde von einem schottischen Züchter ein **Hund** gezeigt, der wohl der **größte der Welt** sein dürfte. Das Tier ist 1,72 Meter lang und **fast 80 Zentimeter hoch**. Es handelt sich um eine Abart des Neufundländers. Der Riesenhund zeigt keinerlei Degenerationserscheinungen, er folgt seinem Herrn aufs Wort und soll außerordentlich gutmütig sein. Dennoch wollte sich unter den vielen Interessenten, die die Ausstellung besuchten, keiner finden, der das Tier, das einem Bären fast ähnlicher sieht als einem Hunde, erwerben wollte. Schließlich mußte der Züchter unverrichteter Dinge mit seinem „Über-Neufundländer“ nach Schottland zurückfahren.



Lustige Ecke



Nicht in Verlegenheit zu bringen.



„Wünschen der Herr Table d'hote oder à la carte zu speisen?“

„Bringen Sie bitte von jedem eine halbe Portion und ordentlich Bratkartoffeln und Gurkensalat dazu!“

*

* **Botanik.** Fremder zum Parkaufseher: „Ach, Verzeihung, mein Herr, können Sie mir vielleicht sagen, ob dieser Strauch hier zur Familie der Schmetterlingsblütler gehört?“

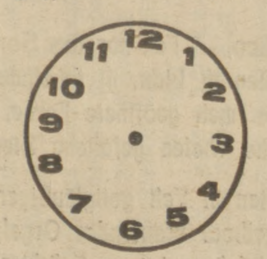
„Der Strauch gehört überhaupt keiner Familie, der ist Eigentum der Stadt!“ gab der Parkaufseher Auskunft.



Rätsel-Ecke



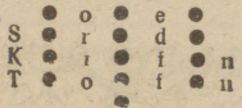
Zifferblatt-Rätsel.



1—7 = Gebäude,
9—12 = ein Raum darin,
2—6 = männlicher Rufname,
4—6 = Fürwort,
11—2 = Wasserpflanze,
10—12 = Fisch,
1—12 = ?

*

Figuren-Ausfüll-Rätsel.



Die Punkte dieser Abbildung sind durch Buchstaben zu ersetzen, sodaß waagerecht zu lesende Wörter entstehen. Sind es die richtigen Wortbildungen, so nennt die oberste Linie, sowie die senkrechte Mittellinie (von oben nach unten gelesen) zwei bekannte Männer, die im Theater Erfolge ernteten.

Auflösungen der Rätsel aus Nr. 121.

Reim-Ergänzungs-Rätsel.

Ich bin geboren, deutsch zu fühlen,
Bin ganz auf deutsches Denken eingestellt.
Erst kommt mein Volk und dann die andern vielen,
Erst meine Heimat, dann die Welt.

*

Verschiebungs-Aufgabe.

E M P F A N G
K E R N E R
M Ö R T E L
H E S S E N
L U G A N O
L I A N E
F A S C H I N G
H Ö F E R
E U T E R P E

= Fröhliche Pfingsten!

*

Magisches Quadrat.



F	L	U	T
L	I	L	A
U	L	A	N
T	A	N	Z

*

Ausschalt-Rätsel.

Maler
Eiweiß
Bucht
Bechstein

= Maiwuchs.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.